

Ulrich Johannes Schneider (Leipzig)

## **Bibliotheken und digitales Wissen**

Vortrag DHI Paris, 2. Februar 2010

### 1) Die digitale Revolution als Herausforderung der Bibliothek

Gedruckte Bücher haben Wissen verbreitet; sie tun es noch. Seit dem 15. Jahrhundert veränderte der Buchdruck die Welten der Wissenschaft wie der Bildung in Europa grundsätzlich. Was gewusst werden konnte, und welches Wissen man sich aneignen konnte, war seitdem in allen Institutionen des Unterrichts druckförmig und druckfähig. Zu den wichtigen Auftraggebern für Drucker gehörten früh schon die Universitäten und die dort lehrenden Professoren. Akademien und forschende Gelehrte haben seit dem 17. Jahrhundert den Druck für eine beschleunigte Kommunikation ihres Wissens eingesetzt. Und seit dem 18. Jahrhundert, als sich eine europäische Lesekultur herausbildete, ist das, was wir wissen, ganz allgemein durch Bücher, Zeitschriften und Zeitungen geprägt. Anders gesagt: die Produktion, Kommunikation und Rezeption von Druckwerken war für die Bereiche der Wissenschaft, der Bildung und des allgemeinen Wissens unverzichtbar. Heute gilt das nicht mehr uneingeschränkt.

Mit der digitalen Produktion und Kommunikation von Wissen ist inzwischen ein wichtiger Teil unserer Kultur nicht mehr abhängig von gedruckten Werken. Was man wissen kann, ist jetzt auch über online verfügbare Fachzeitschriften und andere Stellen im Internet auffindbar. Mediziner und Naturwissenschaftler, zunehmend auch Juristen und Sozialwissenschaftler kommunizieren online im selben Medium wie die Quellen ihres Studiums bzw. die Referenztexte und Bezugsdaten ihrer Argumente. Für die meisten Wissenschaftler ist das Internet mit den dort angebotenen Ergebnissen der Forschung zum selbstverständlichen Medium geworden, weil es den Austausch von Informationen, Gedanken und Meinungen enorm beschleunigt. Und auch das allgemeine Wissen wird im World Wide Web in Zirkulation versetzt, wie man am besten am multinational erfolgreichen Unternehmen der "Wikipedia" sehen kann. Niemand bezweifelt, dass die Welt des digital formatierten und online abfragbaren Wissens weiter wachsen wird.

Diese Entwicklung einer vermehrten digitalen Verfügbarkeit alter und neuer Texte und Daten fordert auch eine Institution heraus, die in den letzten hundert Jahren des Druckzeitalters für unsere intellektuelle Orientierung zentrale Bedeutung gewonnen hat: die Bibliotheken. Sie garantierten als Speicherort der gedruckten Medien zugleich den ungehinderten und geordneten Zugang dazu. In vielfältigen Größen und Gebäudeformen erlaubten Bibliotheken bis vor kurzem exklusive Einblicke sowohl in die Bestände wie in die Ordnungsstrukturen von Wissen allgemein. Gelehrte aller Disziplinen fanden dort ihr Material; Leser aller Schichten entliehen dort die sie interessierenden Werke. Ohne Bibliotheken konnte es keinen Wissensfortschritt und keine Aufklärung geben. Nun fragen sich viele Bibliothekare, wie es in der Zukunft weitergeht.

Als Agentur der Nutzer bedienen Bibliotheken die Leser vor Ort. Das Internet jedoch braucht keinen konkreten Ort der Wissensbereitstellung, es genügt ein Empfangsgerät. Mit den E-Books hat in allen Bibliotheken das Herunterladen Einzug gehalten: Man erhält das Gewünschte als Datenstrom. Es bedarf keiner physischen Anstrengung; Hinlaufen und Abholen sind keine unaufhebbaren Bedingungen des Wissenserwerbs. Im Universitätsmilieu gilt das Gleiche: Hier sind in vielen Fächern die Informationssysteme und die Forschungsergebnisse online verfügbar und über verschiedene Formen der Lizenzierung von jedem zugelassenen Computer-Arbeitsplatz aus zugänglich. Der Blick ins Regal, in das abgestellte Buch oder die bereitliegende Zeitschrift ist nicht mehr Voraussetzung des erfolgreichen akademischen Lehrens und Lernens. Welche ihrer Funktionen werden Bibliotheken morgen noch behalten?

Die digitalen Revolutionäre können sich leicht eine Zukunft der rein technischen Kommunikation von Informationen vorstellen, die als einfacher Markt funktioniert: Ich verlange etwas, suche danach elektronisch und erhalte das Gesuchte auf demselben Weg. Während bis vor kurzem die meisten Druckwerke eher geringe Auflagen hatten und daher nicht von allen Bibliotheken vorgehalten wurden, sind Online-

Angebote weltweit präsent. Zwar kann eine Zeitschrift als digitale Ressource lizenzpflichtig sein und ist dann nur gegen Gebühr verfügbar. Auf dem globalen Markt des Internet-Handels aber ist die digital präparierte Ressource technisch jederzeit erreichbar, solange der Verlag (oder der Autor) sein Angebot im Netz stehen hat und es selbst oder über einen Zwischenhändler anbietet. Geld ist hier ein Argument der kulturellen Zugänglichkeit, nicht der prinzipiellen Zugangsermöglichung wie früher der Medien-erwerb. Im Druckzeitalter zählte die Auswahl, und wir wissen, dass eine große Bibliothek mehr bieten kann als eine kleine, eine finanziell besser ausgestattete mehr als eine arme. Das wird so bleiben, solange sich die Finanzierungsmodelle nicht ändern. Die Erreichbarkeit des Wissens ist aber in der digitalen Welt nicht mehr an die Existenz der Bibliotheken gebunden, wenn Texte und Daten direkt vermarktbar werden.

Bibliotheken stehen damit vor der Herausforderung, ihre Rolle neu zu bestimmen, wenn sie in einer Welt digitaler Datenangebote weiterhin als Agenturen der Nutzer fungieren wollen.

## 2) Die Reise zum Wissen als selbst gestaltetes Abenteuer

"Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen." Nach etwa diesem Motto hat die Künstlerin Maria Eichhorn 1994 im Leipziger Hauptbahnhof Fahrkarten verschenkt. Von den Beschenkten wurde nichts verlangt außer, dass sie die Reise sofort antreten und ohne Verzug dorthin aufzubrechen hatten, wohin die Züge fuhren. Denn das war der Trick: Die Fahrkarte galt für den nächsten Zug, ob der nun in die Kleinstadt Wurzen fuhr oder nach Paris. Man musste versprechen, diese Reise zu tun, das Ziel zu erreichen.

Wir alle wissen: Reisen verwandelt, man kommt als jemand anderer zurück, man hat etwas zu erzählen. Reisen bildet. Eben weil das so ist, hält sich das spontane Reisen in Grenzen und bleibt den Jungen und Verrückten vorbehalten, die einfach losziehen. Die Künstlerin durchbrach mit ihrer Verschenkaktion das Muster, eine Reise sorgfältig zu planen, wie man es normalerweise tut. Allerdings besaß die Künstleraktion 1994 einen anderen Kontext als heute. Damals suchte man üblicherweise ein Reisebüro auf, um eine Fahrt in den Urlaub oder in eine ansonsten unbekannte Gegend zu unternehmen. Nur wenige kamen ohne diese professionelle Beratung aus. Heute dagegen sucht sich jeder Reisende im Internet seine Ziele, komponiert die Wege dorthin und wird mit Spaß und Freude, manchmal auch mit ein wenig Mühe, zum eigenen Reiseleiter. Wir sind uns ziemlich sicher, dass wir die besten Angebote im Internet finden und am häuslichen Schreibtisch unsere Wege draußen souverän planen können.

Die digitale Revolution hat Auswirkungen für Bibliotheken ganz ähnlich wie für Reisebüros. Ich kann vieles selber erledigen, wenn ich den Computer beherrsche und die Suchmaschinen des WWW zu bedienen vermag. Als neugieriger Laie oder wissensdurstiger Student muss ich nicht unbedingt mehr in eine Bibliothek gehen, brauche ich den Bibliothekar nur noch in Ausnahmefällen. Den Reisekaufmann schalte ich ein, wenn ich eine teure Fahrt plane und als Europäer etwa nach Australien will. Den Bibliothekar glaube ich zu brauchen, wenn ich eine Abschlussarbeit schreibe oder eine Promotion angehe. Im übrigen verzichte ich auf die bibliothekarische Beratungsleistung in alltäglichen Wissensfragen. Meine Neugierde gehört mir!

## 3) Wissen als unendliche Bewegung

Die Analogie von Bibliothek und Reisebüro hilft, den befreienden Charakter des Internet zu erkennen: Jeder kann sich kundig machen, immer und überall. Bibliotheksschließzeiten werden irrelevant, ich kann mich umstandslos ins Netz begeben, aus der Fülle des dort Gebotenen auswählen und mir Ergebnisse zusammen stellen. Vielleicht waren Bibliotheken früher schon nutzerorientiert: Sie waren zugleich Barrieren für das selbständige Handeln. Bibliothekare halfen, aber sie bevormundeten auch; was sie nicht preisgeben wollten oder konnten, blieb dem Nutzer unbekannt. Bibliotheken verlangten wie Reisekaufleute eine Kenntnis ihrer eigenen Regeln und Anlagen, bevor sie zur Kenntnis dessen verhalfen, was die Nutzer oder Kunden suchten.

Das Internet und seine Wissensangebote sind dagegen unkompliziert und ohne Belehrungsgefahr einfach vorhanden. Die Freude des Findens wird nicht getrübt, weil immer etwas angezeigt wird. Suchen heißt hier, mit der eigenen Sprache und den eigenen Vorkenntnissen zu experimentieren, Suchwörter durchzutesten und sie gelegentlich in eine andere Sprache zu übersetzen, um bessere Ergebnisse zu erzielen. Fachwissen und Systematik bleiben außen vor. Durchweg gilt: Wenn das Finden im Internet auch nicht immer zu einem ganz und gar befriedigendem Resultat führt, ist doch das Online-Suchen immer ein Erlebnis und weitgehend frei von derjenigen Frustration, die in Bibliotheken durch das Besserwissen der Bibliothekare zur Entmutigung führen kann. Man gestaltet seine Wissensreise selbst, man veranstaltet sein eigenes Abenteuer, man wird nicht gelenkt und geführt.

Das Besserwissen der Bibliothekare wird in der digitalen Welt der Internet-erfahrenen Nutzer nicht mehr abgefragt, es wird umgangen. Das kann man ganz wörtlich so verstehen; es lässt sich überall beobachten. Die Nutzerbewegung führt heute stärker als früher an der Auskunftstheke vorbei. Die Nutzer steuern die Computer an, suchen im Online-Katalog und gehen dann ans Regal bzw. klicken sich durch zur nächsten Datenbank. Die Auskunftsbibliothekare werden kaum noch aufgesucht. In alten Bibliotheksgebäuden wie beispielsweise in der Leipziger Universitätsbibliothek ist die bibliographische Auskunft in einem großen Katalogbereich verortet, den früher alle Nutzer aufsuchen mussten. So befand sich der Auskunftsbibliothekar in der Nähe der Suchenden. Heute ist er nur eine irgendwo platzierte Person mit Bildschirmarbeitsplatz und leicht zu übersehen. Im neuen Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität fristet die Auskunft ein einsames Dasein im hinteren Eingangsbereich. Die Nutzer laufen unbekümmert im vorderen Eingangsbereich auf die Monitore zu und gehen dann im mittleren Bereich die Treppe zu den Büchern hoch. Warum auch nicht? Auskunft über das Vorhandene haben Sie ja erhalten. Wieso noch weiter fragen?

Bibliothekare haben sich angewöhnt, sich selbst als notwendige Helfer der Nutzer anzusehen, die ihnen gewissermaßen den Weg bahnen. Sie haben es hingenommen, dass mit immer größeren Freihandbereichen und Freihandmagazinen die Leser sich aus dem Bestand selbst bedienen. Heute kommt hinzu, dass die Nutzer sich ihre Informationen selbst zusammenstellen, ohne die zahlreich vorhandenen bibliothekarischen Spezialsuchstrategien oder die Fachbibliographien zu konsultieren. Seit Beginn des Lesesaalbaus in der Mitte des 19. Jahrhunderts sind die Nutzerflächen der europäischen Bibliotheken immer größer geworden, die Nachfrage war offenbar. Lange Zeit konnte man sich einreden, die Nutzer etwa einer Universitätsbibliothek kämen allein wegen der Bücher. Man wunderte sich vielleicht über den Juristen, der bei den Romanisten saß, oder den Mediziner bei den Politologen. Seit der digitalen Revolution wundert man sich überhaupt über die zahlreichen Nutzer in den Bibliotheken, weil so viele Quellen doch online vorhanden sind. Wir stehen vor einem Paradox: Die Bibliotheksräume werden frequentiert, aber die intellektuelle Arbeit findet immer weniger unter Beteiligung der Bibliothekare statt.

Dieses Nutzerverhalten drückt wohl allgemein die Spontanität, die Ausdauer und Energie aus, mit der wissenschaftlich gesucht und kombiniert wird. Der Nutzer folgt seiner eigenen inneren Bewegung, sozusagen ohne sich links und rechts zu erkundigen. Die Wege am Bibliothekar vorbei werden mit Freuden und Mut beschritten. Der Reisende im Raum des Wissens ist ganz offenbar durch selbst verursachte Fehlschläge weniger zu frustrieren als durch externe Leitung und Lenkung.

Wissen, so könnte man vorsichtig sagen, ergibt sich aus einer komplexen Bewegung von Suchen und Finden, es ist ein Hin und Her zwischen dem, was man schon weiß, und dem, was man vom aktuellen Stand des Wissens aus antizipieren kann. Jedes Wissenwollen ist überdies offen für das, was auf dem Weg begegnet. Wissen entsteht und bildet sich als Erfahrung im Umgang mit Medien, es ist ein Abenteuer im eigentlichen Sinn, denn man riskiert die Gefahren des Abwegs und die Mühen des Umwegs um den Preis, möglichst lange unterwegs zu sein. Wissen suchen macht offenbar ähnlich süchtig wie Lesen: Texte ermüden nicht und das Ende des einen ist der Anfang des anderen. Der Weg ist das Ziel. Für jeden Forschenden gilt tatsächlich, ob als Student oder Professor, dass seine Arbeit nicht abgeschlossen werden kann, dass im Bereich des Wissens jede Grenze nichts anderes als eine neue Einladung zu noch mehr Wissen darstellt.

Diese Überlegungen sind aus Beobachtungen der Nutzerbewegungen gespeist, die wir in Bibliotheken anstellen können. Sie zielen auf die Beschreibung einer Kultur der Bibliotheksbenutzung und ihrer

Veränderung. Aus der Praxis heraus gibt es wenig Anlass, philosophisch ein neues Wissen zu idealisieren, das mit der digitalen Revolution aufkäme. Noch gibt es einen Grund, sämtliche Funktionen der Bibliothek verändert zu sehen, nur weil es eine digitale Textkultur gibt. Das individuelle Arbeiten in großen anonymen Gruppen, das ernsthafte Gespräch in den Kaffeepausen und der Flirt dazwischen behalten auch im Zeitalter der Computer ihre psychologische und soziale Dringlichkeit. Allerdings bedeutet die neue Kultur der selbst gestalteten Arbeit am Wissen eine Schwächung der Bibliothek als strukturierter Ort des Wissens. Lesesäle sind bereits heute Start- und Landebahnen für intellektuelle Reisen in der Regie der Reisenden selbst. In dem Maße, in dem die Bibliothek zum (gern besuchten) Aufenthaltsort der Wissenwollenden wird, verblasst sie als kulturelle Institution der Wissensordnung.

Ordnungen des Wissens sind indirekt wirksam, sie steuern Lektüren und Diskurse in ihrer Bewegung oft unvermerkt. Wie wandelt sich der implizite Charakter von Ordnung beim Arbeiten in Bibliotheken im digitalen Zeitalter?

#### 4) Das Nichtwissen vom Nichtwissen

Jeder Reisende hinterlässt Spuren und jede Lektüre endet in einer mehr oder weniger expliziten Interpretation. Wer sich als Wissenwollender in einer Bibliothek bewegt, ordnet seine Erfahrungen, folgert aus dem, was eben erfahren oder gelesen wurde, eine Erwartung oder Suche nach etwas, das darin nicht aufging, das noch offen ist. Manchmal sind diese Erwartungen konkret, und dafür kann ich ein Beispiel aus eigener Erfahrung geben. Bei der Arbeit an meiner eigenen Dissertation kam die Frage auf, was man im Europa des 18. Jahrhunderts über Ägypten wusste. Ganz offenbar wurde die alte ägyptische Kultur als Vorläufer der griechischen angesehen und galt als entsprechend wichtig für die moderne Erzählung vom Wissenstransfer bis zur Frühen Neuzeit. Was genau kannten die Griechen von den Ägyptern, und warum hatten diese ihr eigene Tradition nicht fortgeführt, ja sogar ihre Schrift vergessen? Und was vermuteten die Gelehrten der Aufklärungsepoche, die auch die Hieroglyphen nicht entziffern konnten, vom Ursprung der griechischen Philosophie unter Pyramiden? Es hat Monate der Recherche gekostet, das Bild Ägyptens in der Auffassung des 18. Jahrhunderts zu konturieren.

Diese historische Arbeit über das Wissen von Ägypten steht hier als Beispiel eines einzelnen Projekts im Innern der Bibliothek. Das Projekt war philosophiehistorisch angelegt und hat daher die Kunst-, die Literatur- und die Religionsgeschichte nur am Rande berührt. Ich kombinierte, fand Beziehungen, Einflüsse, Abhängigkeiten, sah Übersetzungen am Werk und erstellte als Ergebnis meines Suchens und Findens eine Karte des intellektuellen Feldes, das mich interessierte. Ich sah jedoch nicht die Karte meiner eigenen Bewegung im Feld des Wissens, welches die gesamte Bibliothek darstellt. Ich konnte meine Bewegung nur nach eigenen Absichten, Erfahrungen und Enttäuschungen explizit machen, nicht nach allgemeineren Perspektiven implizit begreifen.

Die Tatsache, dass meine Arbeit in Bibliotheken durchgeführt werden konnte, hat zumindest die Ahnung wachgehalten, dass es andere Perspektiven geben kann. Bibliotheken geben niemals nur eine Antwort, sie geben immer viele, und dokumentieren dies für jede beliebige Vergangenheit. Bibliotheken entgrenzen jedes Forschungsvorhaben, relativieren jeden Weg und relationieren jede Nutzerbewegung. In den Bibliotheken weiß jeder Leser um diese Weite des Wissens jenseits des eigenen Interesses. Es ist der Aufenthalt in Bibliotheken darum ebenso eine Annäherung an unbekannte Informationen wie ein Distanzhalten zu solchen, die für das eigene Projekt nicht unmittelbar nützlich scheinen. Jedem Wissen ist in dieser Form ein Nichtwissen eingeschrieben, und weil die Bibliothek eine tendenziell unendliche Weite hat, kann dieses Nichtwissen nicht selber gewusst werden. Keiner in der Bibliothek weiß, was er oder sie nicht weiß, was es an alternativen Wegen geben könnte.

Nun sind durch die digitale Revolution die Bereiche des Nichtwissens in einer Art und Weise vergrößert worden, die eine Selbstverortung nicht mehr wie früher erlaubt. Meine eigene Promotionsarbeit fand innerhalb der gedruckten Welt statt: gedruckte Quellen, gedruckte Bibliographien, gedruckte Kataloge oder jedenfalls druckähnliche Nachweisinstrumente. Diese Welt der Bücher, die in unterschiedlicher Form auf andere Bücher verweisen – als Literaturangabe, als Bemerkung, Kommentar, Kritik, als Hinweis auf ein ganzes Werk oder einen Autor – war zwar unendlich weitläufig, aber durchweg von gleichartiger Struktur. Die Bibliotheken, die meinen Weg ins Wissen protokollierten, waren dieselben Bibliotheken,

die ich beim Suchen und Finden in Bewegung setzte. Zwischen uns fand eine Art Dialog statt, nicht unähnlich dem Gespräch, das Alberto Manguel mit seiner Bibliothek des Nachts zu führen pflegte. Es bestand eine Komplizenschaft im Einverständnis, das zwischen dem Lesen und dem Schreiben eine Welt aus Wörtern und Sätzen hervorzaubert, aus der man nicht mehr herausfallen kann: Das waren die Bibliotheken meiner Bildung.

### 5) Sacherschließung im Überfluss

Nun sind Bibliotheken in vielen Teilen digital erweitert, und was an Informationsgehalt dadurch gewonnen wurde, vermehrt ebenso das Nichtwissen. Ein online abfragbarer Katalog lässt schneller Bücher finden, aber auch schneller in die Irre gehen, wenn zwischen den Schlagwörtern, die ordnen sollen, und den Titeln, die willkürlich den Inhalt ankündigen, Gleichheit herrscht. Wenn außer dem Katalogisat noch das Inhaltsverzeichnis mit dem Suchbefehl abgefragt wird, schlägt die Sprache mit Macht zurück und bringt jeden um den Verstand, der etwa im Deutschen nach "Mann" oder "Müller" sucht. Solange Eigennamen und Begriffe nicht getrennt werden können und man etwa einen Vornamen nicht weiß, verschwindet die Schriftstellerin Herta Müller unter 11.750 gleichnamigen Autoren (Stand der Personennamendatei der Deutschen Nationalbibliothek im Januar 2010). Bei dem amerikanischen Bibliothekar namens Thomas Mann verhilft auch die Kenntnis des Vornamens kaum zur schnellen Identifikation. Eine Inhaltsverzeichnissuche mag mir zwar die Stadt "Hattusa" des Hethiterreichs als Treffer anzeigen, weil ein Kapitel eines Sammelbandes diesem frühen Bibliotheksort gewidmet ist. Da aber nur ein geringer Teil der Katalogisate in deutschen Bibliotheken mit Inhaltsverzeichnissen angereichert ist, hängt die Eindeutigkeit des Treffers vermutlich eher mit der Beschränktheit des Katalogs als mit der Literaturlage zusammen. Bei der Buchsuche über Google erhalte ich für die Treffer "Hattusa Bibliothek" 641 Stellen in Büchern, bei "Hattusa Library" 624, bei "Bogazköy Library" 636, wobei es die Zitierungen vor allem eines einzigen Artikels sind, auf die 80% aller Treffer zurückgehen.

Nun wird man einwenden, dass auch die früher benutzten Kataloge unvollständig und ungenau waren. Und gewiß steht fest, dass das Zusammenschalten mehrerer Kataloge zu einer besseren Literaturerhebung führt, als sie jemals zuvor möglich war. Und doch provoziert die Tatsache, dass eine Online-Suche sofort eine fast unüberschaubare Menge an Treffern provoziert, die Illusion einer Antwort, auch wenn nur Bestandsnachweise gegeben werden, die überdies die Titelangabe und die Exemplarnachweise desselben Buches gelegentlich gesondert zählen. Natürlich freut sich der gezielt suchende Wissenschaftler über Bestandsnachweise, aber jeder andere hat mit der Menge zu kämpfen und muss einen neuen Arbeitsgang einlegen, die Ergebnisse zu sortieren.

Mit anderen Worten: Die bibliographische Qualität der Online-Kataloge ist mangelhaft, wie umgekehrt die Nachweisdichte der früheren Standortkataloge mangelhaft war. Im Grunde aber kann man die Situation nicht vergleichen. Frühere Kataloge waren meist in der unmittelbaren Nähe der Bestände lokalisiert, die sie verzeichneten. Heutige Kataloge sind meist Verbundkataloge und vereinen eine größere Zahl von Standortkatalogen in immer größerer Gruppierung, vom Lokalverbund bis zum "worldcat". Überdies sind sie unterschiedlich angereichert, manche retrospektiv bis zum 15. Jahrhundert, wenn Inkunabeln aufgenommen sind, manche systematisch durch Aufnahme von unselbständigen Schriften, Ressourcen auf Datenträgern oder Links für Online-Adressen. Dazu kommt, dass bei der Konvertierung der Kataloge in digitale Formate und beim Export in höherstufige Katalogverbünde kulturignorante Techniker der Migration von Datenbanksegmenten und Kategorienäquivalenzen am Werk sind.

So kommt es bei den kumulierten Metakatalogen, die heute bevorzugt eingeschaltet werden, zu Ineinanderschiebungen und Überlappungen von Sacherschließungen aus verschiedenen lokalen, kulturellen und wissenschaftlichen Kontexten. Das 1968 von Jürgen Habermas publizierte Buch "Erkenntnis und Interesse" ist im "worldcat" beispielsweise mit den Schlagwörtern "Theory of Knowledge", "[Er]Ken[t]nistheorie" und "Théorie de la connaissance" versehen, außerdem merkwürdigerweise mit "Positivism". Im GBV wird davon nur "Theory of Knowledge" und "History" übernommen, bei der Deutschen Nationalbibliothek steht anfangs nur die Sachgruppe "Philosophie", spätere Ausgaben haben auch die Schlagwörter "Erkenntnis" und "Interesse", die zugleich Titelstichwörter sind, was die Erschließung nicht besonders tiefgehen lässt. Die British Library stellt für die Erstausgabe nur einen

"minimal record" ohne Sachzuweisung zur Verfügung, für die zweite englische Ausgabe 1978 findet der Nutzer neben der Erkenntnistheorie auch "Epistemology 1800-1960". Die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder ergänzt "Soziologie" als Schlagwort, während eines der vielen Exemplare der Humboldt-Universität auf "Sozial- und Kulturkritik (auch Dialektik)" und "Entfremdung" verweist. Im französischen Verbundkatalog steht "Epistémologie", "Théorie de la connaissance" und "Argumentation (logique)"; im Katalog der Bibliothèque Nationale wird bei einem Exemplar außerdem noch "intérêt (philosophie)" angegeben, bei einem anderen lediglich "Epistémologie", mit einem Hinweis auf die Klassifikation nach Dewey, wobei einmal nur auf 121 (Epistémologie) verwiesen wird, im andern Fall auf 193 (Philosophie occidentale moderne – Allemagne et Autriche) und auf 306.42 (Sociologie de la connaissance). Offensichtlich haben die Bibliothekare nicht abgestimmt klassifiziert. Nur im jeweiligen Sammlungszusammenhang kann die gewählte Klassifikation einen Sinn haben, den sie im höheren Kontext verliert.

## 6) Zur Zukunft der Bibliotheken

Jedes Wissen lässt sich systematisch einbetten, auch das der neuerdings operierenden individualistischen Navigatoren vom Stamm der Digitalen. Es fragt sich bloß, wie das noch geschehen kann, und das ist eine Frage an die Bibliotheken, die zu stellen eine gewisse Dringlichkeit hat, wenn Bibliotheken als Agenturen der Nutzer bestehen bleiben sollen. Drei Szenarien sind denkbar.

### a) Bibliothekarische Nostalgie: der Auskunftsbibliothekar

Ein guter Auskunftsbibliothekar wird auf Interpretationen eines Themas in Nachbardisziplinen und in anderen Sprachen hinweisen. Eine gute bibliothekarische Ordnung ist immer bibliographisch informiert und wird Wege des Suchens vorschlagen können, die man aus eigener Vorstellungskraft nicht entwickeln kann. Eine Bibliothek, sie mag groß sein oder klein, einschlägig bestückt oder eher nicht, zeigt Verbindungen zwischen Werken und Autoren, zwischen Interpretationen, Kritiken und Anschlüssen. Sie legt Karten des Wissens vor, die jeder neuen Forschungsaufgabe schon zu Beginn als Orientierung dienen können. Dem Anfängerstudenten wie dem spezialisierten Forscher vermitteln Bibliotheken über ihr persönlich beratendes Personal die Erfahrung eines bereits vielfach erkundeten Wissensraums, der ebenso umfassend wie einladend ist. Jede Bücherwand macht diesen Eindruck: Man staunt vor der Fülle des Gelesenen und beruhigt sich bei der Vorstellung, dass all das tatsächlich durchgelesen wurde, dass es in seiner erschreckenden Fülle doch beherrschbar ist. Diese Beruhigung vermittelt der Auskunftsbibliothekar, wenn er noch angesprochen wird. Vermutlich aber fehlt den Bibliothekaren die Kultur der Beratungsinitiative, setzen sie noch zu stark auf diejenigen Nutzer, die ihre Schwierigkeiten bekennen, und finden keinen Kontakt mit denen, die nicht wissen, was sie nicht wissen.

### b) Wissenschaftliche Objektivierung: Historische Selbstreflexion

Die Ordnungen der Bibliotheken sind historische Leistungen und gehören als solche zur Kulturgeschichte. Dieser historische Aspekt ist einfach zu benennen: Die monumentalen Realkataloge des späten 18. und des 19. Jahrhunderts beispielsweise sind Handschriften einer Wissenskultur, die uns als historische Denkmale wert und interessant sein sollten. Brauchbar im gegenwärtigen Zusammenhang sind sie nicht, oder wer wollte heute Japan noch unter "Orient" einordnen oder Psychologie unter Philosophie? Aber aufschlussreich für die Denkweisen früherer Zeiten sind bibliothekarische Systematisierungen und Klassifizierungen schon, und eine europäische Geschichte der Ordnungssysteme kann durch die Berücksichtigung von Bibliothekskatalogen nur bereichert werden, ebenso wie durch eine Geschichte der Provenienzen, denn viele alte Bibliotheken bewahren in Buchform die Lektürewelten und Denkhorizonte bedeutender Köpfe auf. Die Provenienzforschung und die Geschichte der Katalogisierung sind neue Disziplinen einer kritischen Geistesgeschichte, die übrigens erst mit den digitalen Zugängen zu Bibliotheksbeständen und Katalogen sinnvoll konzipiert und betrieben werden können.

Eine solche wissenschaftliche Behandlung der Bibliothek rettet sie nicht davor, durch unbekümmert Nutzer als Museum angesehen zu werden. Lediglich den Geisteswissenschaftlern bleiben sie auf diese Weise interessant.

### c) Virtuelle Lesesäle: Leser dort aufsuchen, wo sie unterwegs sind

Wenn Wissen an die intellektuellen Bewegungen der Nutzer gebunden ist und nicht als einfacher Aufnahme- und Verarbeitungsprozess verstanden werden darf, sondern ein komplexes Hin und Her des Suchens und Findens, dann versteht man gut, dass die neuen digitalen Wissensangebote den Drang zur freien Beweglichkeit des Wissenwollenden freisetzen. Zugleich ist klar, dass auch diese Bewegungen Anfänge haben, bestimmte Wege präferieren und auf Ziele hinsteuern, die wiederum von den bereits begangenen Wegen mitbestimmt sind. Es ist im weitesten Sinne die Architektur der Bibliotheken, die mit sachlich bestückten Regalen die Nutzerbewegung gesteuert haben und so zu ordnungsinduzierenden Lernumgebungen geworden sind. Eben diese Architektur des geordneten Wissens muss digital realisiert werden, um die Nutzer dort zu finden, wo sie unterwegs sind.

Stellen wir uns Bibliotheken als große Häuser oder Säle vor, in dem ich herumgehend das Wissen zur Kenntnis nehmen kann und mich, wenn ich in der Nähe eines Faches Platz nehme, durch Lesen mich in dieses hineinfinde. Dieses Haus des Wissens musste bis eben noch tatsächlich gebaut werden. vor dem 19. Jahrhundert konnten Bibliotheken – wegen der dreidimensionalen Form der Bücher und ihres damit verbundenen Gewichts – nur als Saalbibliotheken gestaltet werden. Mit Eisen und Stahl kam im 19. Jahrhundert die Wende und die Möglichkeit, Bücher geordnet um die Nutzer herum zu gruppieren: So entstanden Lesesäle.

Wenn diese Räume des Wissens virtuell nachgebaut werden, durch dreidimensionale Animationen der Wege zum Wissen, käme eine Kartographie zum Einsatz, die wie die digitalen Wissensangebote selbst leicht zugänglich und außerdem orientierend wäre. Damit würden endlich alle karteikartenförmigen Kataloge beendet, die heute noch unsere elektronischen Nachweissysteme regieren. Zu viele von Bibliotheken etablierte Verweisungssysteme imitieren Zettel und Briefe, wie auch die Bildschirmhalte meist als mit Links durchsetzte Seiten daherkommen. Lieber sollten wir auch im Computer Wissenkarten aufrufen und epistemologische Landschaften durchlaufen können wie einen großen Freihandbereich. Für die Nutzer könnte das ein Angebot sein, ihre eigenen Bewegungen bei der Online-Suche nicht als Befehlsgeschichten zu speichern, sondern als Begegnungen mit Texten und anderen Daten zu erfahren. Das Nichtwissen um die Ordnungen des Wissens würde wieder zu einer impliziten Qualität der Bibliotheksbenutzung, das individuelle Wissenwollen erhielte einen Horizont. Technisch ist das eine Herausforderung, aber wie sollte es anders sein? Die Bibliotheken können aus der digitalen Gegenwart, in der sie das Monopol der Wissensvermittlung längst nicht mehr besitzen, nur dann in die Zukunft ihres eigenen Überlebens gelangen, wenn sie ihre Ordnungsstrukturen radikal in die digitale Erlebniswelt ihrer Nutzer einführen.

## 6) Schluss

Allem Wissen wohnt die Unsicherheit inne, dass es auch anders sein könne. Es ist durch einen Prozess gewonnen, dessen Parameter veränderbar sind. Als das erste Lexikon der Französischen Akademie 1694 in vier Bänden erschien, enthielt es das Alphabet gleich zweimal. Einmal handelte es sich um ein Lexikon von A bis Z, welches die Wörter im literarischen Verstande nahm und ihnen Textzeugnisse beibrachte. Die Biene, konnte man lesen, sei immer schon als Symbol des Fleißes verehrt worden. Im zweiten Alphabet waren wissenschaftliche Definitionen versammelt. Hier konnte man lesen, dass die Biene ein Insekt sei, als bestimmte Art mit bestimmten Eigenschaften ausgestattet. Dieser doppelte Beginn der Wissenskultur, die einmal auf das üblicherweise Gemeinte und zum anderen auf das wissenschaftlich Definierte verweist, ist für das europäische Wissen bestimmend.

Wir sind sowohl als Wissende wie Wissenwollende täglich unterwegs. Die einen Dinge kennen wir sehr gut und können Spezialisten sein. Auf der anderen Seite sind wir niemals Spezialist in allem, sondern bewegen uns in Kenntnisbereichen, die wir dem allgemeinen Wissen zurechnen. Die digitale Revolution verändert viele unserer intellektuellen Bewegungen, bringt aber den Unterschied zwischen dem allgemeinen Wissen und dem wissenschaftlichen Wissen, das auch zur Produktion von "Wahrheit" benutzt wird, nicht zum Verschwinden. Wenn es eine gesellschaftliche Aufgabe darstellt, Wissen und Wissenschaft, Kenntnis und Ignoranz, methodisches Suchen und ungesteuerte Erfahrung immer wieder neu zu vermitteln, dann stünde auch künftig ein Ort dafür bereit: die Bibliotheken.